



1920-10-13

## Die zehn Gebote Tirols

Alice Schalek

Follow this and additional works at: [https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay)

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19201013&seite=1&zoom=33>

---

### BYU ScholarsArchive Citation

Schalek, Alice, "Die zehn Gebote Tirols" (1920). *Essays*. 1125.

[https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay/1125](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/1125)

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact [scholarsarchive@byu.edu](mailto:scholarsarchive@byu.edu), [ellen\\_amatangelo@byu.edu](mailto:ellen_amatangelo@byu.edu).

## **Die zehn Gebote Tirols.**

Von **Alice Schalek.**

(Siehe Nr. 20162 der „Neuen Freien Presse“ vom 13. Oktober 1920.)

Die dunkelgerahmte Tafel, die den Fremden Tirols die für sie bestimmten zehn Gebote verkündet, ist in der Halle gar mancher Gasthöfe zu finden.

Der Tiroler Gesetzgeber hat da zwar nach bewährtem Muster gearbeitet, indem er genau zehn Gebote vor den Eintritt in das gelobte Land gesetzt hat. Diese Tiroler Gesetzestafeln werden indessen kaum zu so hohem Alter und Ansehen gelangen wie ihre berühmten Vorgängerinnen vom Berge Sinai. Immerhin ist es interessant, daß sie überhaupt aufgestellt werden konnten, als Dokument für die Umwälzungen der Beziehung zwischen den Menschen, insbesondere zwischen In- und Ausländer; das letzte, zehnte Gebot, das die übrigen neuen in einen Satz zusammenfaßt: Vermeide alles, was die Einheimischen erregt oder verletzt, ist zweifellos ein charakteristisches Zeichen der Zeit. Vor dem Kriege waren es die Einheimischen, die alles vermieden, was die Fremden hätte erregen oder verletzen können. Überall in der Welt war der Reisende der eigentliche Besitzer des Landes, sozusagen der hochgeschätzte Kunde einer eigens für ihn vorhandenen Industrie. Daß nicht mehr der Einheimische, sondern der Fremde bescheiden zu sein habe, sogar dankbar für die Duldung, statt bedankt für sein Kommen, ja, daß er weniger gelte als ein Einwohner – auf diese Idee war vor dem Kriege nur eine einzige Nation gekommen: die des Mikado. Die japanische hatte als erste die Methode des Schikanierens, der Nadelstiche und der Aussperrung Fremder gehandhabt und der Quällust untergeordneter Organe an den Grenzen freie Bahn gelassen, mit einem Worte, die Macht der Arrivierten herausgekehrt, was die alten Grandseigneurstaaten nicht nötig hatten. Dort brachte der Patriotismus nicht Rechte, sondern Pflichten, auch gegen die Fremden, die zu Besuch kamen. Erst die Kleinlichkeit der neuen Parvenüs und der blühende Egoismus unserer Zeit haben jahrtausendealtes Gastrecht außer Kraft gesetzt. Nicht mehr der Wirt trachtet, es dem Gast angenehm zu machen, nein, der Gast hat zu sehen, daß er den Wirt nicht erbose. Handelt es sich aber dabei nicht einmal um anderssprechende Menschen, sondern um Sprachgenossen, ja um Landsleute, so wirkt der Kontrast zwischen einst und jetzt, der zu den zehn Geboten Tirols geführt hat, besonders kurios.

Das wichtigste Gebot ist unbedingt das vierte: Nimm bei der Abreise keine Lebensmittel mit. Denn am meisten „erregt und verletzt“ es die Einheimischen, wenn verhungerte Städter ihnen „alles wegtragen“, wobei nur das eine nicht ganz verständlich ist, warum der Bauer auf der Alm es dem

Innsbrucker eher verzeiht als dem Wiener, wenn er ihn dadurch, daß auch er ein Stückchen Butter zum Frühstück ißt, verkürzt. Vor dem Kriege ging das Streben der Zivilisation dahin, ein Weltbürgertum zu schaffen, von dem nicht einmal die Farbigen ausgeschlossen sein sollten. Nun sondern nicht nur Rasse, nicht nur Sprache, nicht nur Sieg und Niederlage, Kultur und Ideologie den Menschen von Menschen, nein, es sind ganz gewöhnliche, ohne inneren Sinn aufgestellte Holzpfähle, die sie sogar innerhalb eines Staates voneinander scheiden. Wer auf der einen Seite der Pfähle wohnt, darf soviel Butter essen, als er zu kaufen vermag; strebt aber der auf der anderen Seite Wohnende dasselbe an – er bedarf dazu ohnedies einer kostspieligen Einreisebewilligung – so „erregt“ das die Augenzeugen. Wahrlich, dieses vierte Gebot krankt am Mangel innerer Berechtigung, und so wird es denn ebenso selten befolgt wie die meisten anderen, trotzdem eine Reihe von Finanzern aufgeboten wird, ihm Nachdruck zu verleihen. Weder Geld- noch Arreststrafen aber, weder Drohungen mit Beschlagnahmen, noch Verhaftungen hindern die Abreisenden, ein Stückchen Butter mit heimzunehmen in ihr Hungerland. Mose hat nur moralische Gebote aufgestellt; das Tiroler Gebot jedoch, das verlangt, ein Wiener solle das Recht der Einheimischen auf billige Butter, wohlfeiles Fleisch und erschwingliche Eier anerkennen, trotzdem es auf seiner Aushungerung fußt, ist ein unmoralisches und vor Gericht bestreitbares.

Das fünfte Gebot, das sich gegen den Luxus richtet, indessen findet widerspruchslosen Gehorsam. Nirgends in Tirol gibts in diesem Sommer auch nur eine Spur von Luxus, die gesamte Weiblichkeit trägt bis in die ältesten Jahrgänge hinauf das Dirndlgewand und macht die Bergtouren in Breeches. Nicht nur die Unsicherheit auf der Bahn und die hohen Frachtspesen lassen es geraten erscheinen, großes Gepäck nicht mitzunehmen, es gibt auch keinen geeigneten Rahmen mehr für Schmuck, Toiletten und Frack, nicht einmal für Seidenstrümpfe. Die Hotels sind überall gesperrt, das Sommerleben spielt sich wie vor zwanzig Jahren in den alten Tiroler Gasthöfen ab, die heuer wieder zu Ehren gekommen sind. Moderne Fremdenpaläste erstanden in Nordtirol ja überhaupt nicht viele. Die auf dem Karerpaß, der Mendel, dem Ritten, in San Martina, Madonna di Campiglio, Trafoi, Suldén, Canazei und Gröden haben die Italiener mit der „strategischen Brennergrenze“ gleich miterobert. Freilich, augenblicklich hätten wir mit ihnen nicht allzuviel anzufangen gewußt, sind doch die meisten der in Österreich verbliebenen außer Betrieb, das Kitzbüheler sowohl wie das Stubai, letzteres nicht nur für die Dauer des Mangels, sondern endgültig für unsere Generation, denn die gesamte Einrichtung, jeder Sessel und jeder Teppich ist ausverkauft worden und in das Gebäude soll eine Kleinkinderbewahranstalt gelegt werden. An diesem einst so raffiniert abgestimmten Mobiliar soll ein findiger Meraner Friseur eine Million verdient haben, bloß dafür, daß er die geforderten 200.000 K. bar erlegte.

Sei es wahr oder nicht, jedenfalls ist unser Österreich um die wertvollen Gegenstände wie um so manches anderes Prächtiges ärmer.

Seidenstrümpfe und Lackschuhe verbieten sich außerdem von selbst durch den Zustand der Straßen. Da es keine Wagen mehr gibt – eine Fahrt unter vier Kilometern kostet 300 K. – geht jeder Ankommende so selbstverständlich, als habe er nie anderes gekannt, auch im strömenden Regen zu Fuß, und da man die Straßen nicht mehr zum Fahren braucht, verfallen sie ganz und gar, so daß das siebente Gebot: Benütze nur Geh- und Fahrwege, einen solchen Unterschied gar nicht eigens hätte betonen müssen. Die wenigen „landesüblichen“ Ochsenwagen, die übrigens meist von Kühen gezogen werden, knarren gar jämmerlich über die Untiefen der im Kot versunkenen Straße hinauf und hinunter und wahrlich – fast zum Weinen ist es, welches Aufsehen ein Auto erregt, das sich einmal von Innsbruck bis zum Taleingang wagt. Sämtliche Dorfkinde – und es gibt ihrer genug, um die Sorge wegen des Bevölkerungsnachwuchses gegenstandslos zu machen – stürzen herzu, umtanzen mit ohrenbetäubendem Geheul das wieder wie in den Tagen seiner Erfindung interessant gewordene Gefährt, und während der Schlachtruf: „Ein Auto!“ sich von Haus zu Haus fortpflanzt und immer neue Rudel von Bewunderern herbeilockt, mahnt mich das Bild jählings an die erste Autofahrt eines Motorrades auf der Insel Neu-Mecklenburg im Neu-Guinea-Archipel, das dort sämtliche Papuakinder zu Entzückensrasereien hinriß.

Aber auch alle anderen internationalen fashionablen Saisonallüren, wie Smoking, *Table d'hôte*, Silbergeschirr und List, haben sich die Sommergäste erstaunlich rasch abgewöhnt. Man wohnt wieder echt österreichisch wie ehemals „beim Lutz“, ja, man schätzt sich glücklich, kommt man nun überhaupt in dem uralten Gasthof am Dorfplatz in Fulpmes unter.

Denn der Lutz nimmt nicht allzuviel Gäste. Frau Bacher, die weithinbekannte Wirtin – die Familie heißt schon seit Generationen nur mehr „vulgo“ Lutz, wie denn überhaupt hier jeder zwei Namen hat, einen mit dem man ihn „ruft“, und einen, mit dem er „sich schreibt“, - hat zuerst gar keine fremden „nehmen wollen“, dann aber hat sie sich's überlegt, „weils eppes besser worn ischt“; jetzt freut sie sich jedes Ankommenden und der Abreisende wird sogar gebeten, sie „zu empfehlen“, was hiemit mit bestem Gewissen getan sei. Die älteste der ledigen Töchter – vierzehn Kinder hat „die Lutzin“ dem Staat geschenkt und dabei das Anwesen und das Wirtsgeschäft geleitet – kocht fürsorglich jedem seine Leibspeise, die freilich mit Holzbesteck gegessen werden muß, weil in der Kriegszeit das Silber fast zur Gänze von den Gästen „zur Erinnerung“ mitgenommen worden ist. An Butter und Fett wird nicht gespart und die Lutzer Rostbraten kann kein Wiener so leicht vergessen. Nur an Zucker mangelt's und,

da der kleine Vorrat „zum Einmachen“ aufgehoben werden muß, gibt's nur selten eine richtige Mehlspeise, meistens „Schmarrn“ oder „Polsterzipf“, aus Fett gebackene Krapfen, die Sonn- und Festtagsspeise der Bauern, die man einmal in der Woche in jedem Anwesen findet. Auf der Aufenthaltsbewilligung steht zwar: „Ohne Anspruch auf Lebensmittel“, aber danach fragt niemand. So wie schon der Druck des Absolutismus in Österreich durch die Schlamperei gemildert worden ist, mildert sie jetzt auch jede Gehässigkeit in der Demokratie: also braucht auch das achte und neunte Gebot Tirols: Beachte die Meldevorschriften! Verlasse nie das Haus ohne Reisedokumente, nicht allzu tragisch genommen zu werden, insbesondere das letztere, das im Wortlaut ein wenig an die bedingte Freisprechung von Sträflingen erinnert. In Wirklichkeit fällt es keinem Sterblichen in Tirol jemals ein, einen Passanten auf der Straße nach seinen Dokumenten zu fragen. Drei Tage sind ohnedies für jedermann frei, und sündige Köpfe lassen sich nach Ablauf der bewilligten Frist die Ankunft immer wieder auf einem anderen Ausweispapier bescheinigen. Ebenso nimmt niemand die Verkehrsbeschränkungen ernst, die zu Bekämpfung und Eindämmung der leider in vielen Tälern wütenden Maul- und Klauenseuche eingeführt wurden; höchstens einmal in vierzehn Tagen wird ein Tourist von einem Gendarmen zurückgeschickt, während eine Stunde später der nächste schon wieder unbehelligt dahinwandert. Und so kehrt sich auch kein Kundiger an die höchst drohende Anschrift bei der Landesregierung in Innsbruck, wo außerhalb der Kanzleitür zu lesen steht: „Aufenthaltsbewilligungen werden unter keinen Umständen verlängert. Spart euch und den Beamten die Zeit!“ Innerhalb der Tür erhält man dann ohne weiteres die erbetene Erstreckung.

Es war also wohl nur ein kurioser Einfall eines bibelkundigen Landesbeamten gewesen, just zehn Gebote feierlich für die Fremden zusammenzustellen. In Wirklichkeit haben die Zahl „zehn“ oder das Wort „Gebot“ diese Vorschriften ganz überflüssigerweise aus hunderten ähnlicher, die ebenfalls niemand befolgt, herausgehoben und es ist nicht gelungen, biblische aus ihnen zu machen. Sie sind ganz echt österreichisch geblieben, insbesondere in der Wirkung, ebenso wie das Land Tirol, dem die Fremdenablehnung ja doch nichts anderes ist als eine demagogische Phrase. In Wirklichkeit hat es genau so wie einst jeden Gast, der kam, freudig willkommen geheißen.

# Die zehn Gebote Tirols.

Von Alice Schalek.

(Siehe Nr. 20162 der „Neuen Freien Presse“ vom 13. Oktober 1920.)

Die dunkelgerahmte Tafel, die den Fremden Tirols die für sie bestimmten zehn Gebote verkündet, ist in der Halle gar mancher Gasthöfe zu finden.

Der Tiroler Gesetzgeber hat da zwar nach bewährtem Muster gearbeitet, indem er genau zehn Gebote vor den Eintritt in das gelobte Land gesetzt hat. Diese Tiroler Gesetzestafeln werden indessen kaum zu so hohem Alter und Ansehen gelangen wie ihre berühmten Vorgängerinnen vom Berge Sinai. Immerhin ist es interessant, daß sie überhaupt aufgestellt werden konnten, als Dokument für die Umwälzungen der Beziehungen zwischen den Menschen, insbesondere zwischen In- und Ausländern; das letzte, z e h n t e G e b o t, das die übrigen neun in einen Satz zusammenfaßt: Vermeide alles, was die Einheimischen erregt oder verlezt, ist zweifellos ein charakteristisches Zeichen der Zeit. Vor dem Kriege waren es die Einheimischen, die alles vermieden, was die Fremden hätte erregen oder verletzen können. Ueberall in der Welt war der Reisende der eigentliche Besitzer des Landes, sozujagen der

hochgeschätzte Kunde einer eigens für ihn vorhandenen Industrie. Daß nicht mehr der Einheimische, sondern der Fremde bescheiden zu sein habe, sogar dankbar für die Duldung, statt bedankt für sein Kommen, ja, daß er weniger gelte als ein Einwohner — auf diese Idee war vor dem Kriege nur eine einzige Nation gekommen: die des Mikado. Die japanische hatte als erste die Methode des Schikanierens, der Nadelstiche und der Aussperrung Fremder gehandhabt und der Quälgeist untergeordneter Organe an den Grenzen freie Bahn gelassen, mit einem Worte, die Macht der Arrivierten herausgekehrt, was die alten Grandseigneurstaaten nicht nötig hatten. Dort brachte der Patriotismus nicht Rechte, sondern Pflichten, auch gegen die Fremden, die zu Besuch kamen. Erst die Kleinlichkeit der neuen Parvenüs und der blühende Egoismus unserer Zeit haben jahrtausendaltes Gastrecht außer Kraft gesetzt. Nicht mehr der Wirt trachtet, es dem Gast angenehm zu machen, nein, der Gast hat zu sehen, daß er den Wirt nicht erbose. Handelt es sich aber dabei nicht einmal um andersprechende Menschen, sondern um Sprachgenossen, ja um Landsleute, so wirkt der Kontrast zwischen einst und jetzt, der zu den zehn Geboten Tirols geführt hat, besonders kurios.

Das wichtigste Gebot ist unbedingt das vierte: Nimm bei der Abreise keine Lebensmittel mit. Denn am meisten „erregt und verlezt“ es die Einheimischen, wenn verhungerte Städter ihnen „alles wegtragen“, wobei nur das eine nicht ganz verständlich ist, warum der Bauer auf der Alm es dem Innsbrucker eher verzeiht als dem Wiener, wenn er ihn dadurch, daß auch er ein Stückchen Butter zum Frühstück ist, verkürzt. Vor dem Kriege ging das Streben der

Zivilisation dahin, ein Weltbürgertum zu schaffen, von dem nicht einmal die Farbigen ausgeschlossen sein sollten. Nun sondern nicht nur Rasse, nicht nur Sprache, nicht nur Sieg und Niederlage, Kultur und Ideologie den Menschen vom Menschen, nein, es sind ganz gewöhnliche, ohne inneren Sinn aufgestellte Holzpfähle, die sie sogar innerhalb eines Staates voneinander scheiden. Wer auf der einen Seite der Pfähle wohnt, darf soviel Butter essen, als er zu kaufen vermag; strebt aber der auf der anderen Seite Wohnende dasselbe an — er bedarf dazu ohnedies einer kostspieligen Einreisebewilligung — so „erregt“ das die Augenzeugen. Wahrscheinlich dieses vierte Gebot krankt am Mangel innerer Berechtigung, und so wird es denn ebenso selten befolgt wie die meisten anderen, trotzdem eine Reihe von Finanzern aufgebieten wird, ihm Nachdruck zu verleihen. Weder Geld- noch Arreststrafen aber, weder Drohungen mit Beschlagnahmen, noch Verhaftungen hindern die Abreisenden, ein Stückchen Butter mit heimzunehmen in ihr Hungerland. Moses hat nur moralische Gebote aufgestellt; das Tiroler Gebot jedoch, das verlangt, ein Wiener solle das Recht der Einheimischen auf billige Butter, wohlfeiles Fleisch und erschwingliche Eier anerkennen, trotzdem es auf seiner Anhungerung fußt, ist ein unmoralisches und vor Gericht bestreitbares.

Das fünfte Gebot, das sich gegen den Luxus richtet, indessen findet widerspruchslösen Gehorsam. Nirgends in Tirol gibts in diesem Sommer auch nur eine Spur von Luxus, die gesamte Weiblichkeit trägt bis in die ältesten Jahrgänge hinauf das Dirndlgwand und macht die Bergtouren in Breches. Nicht nur die Unsicherheit auf der Bahn und die hohen Frachtpesen lassen es geraten erscheinen, großes Gepäck nicht mitzunehmen, es gibt auch keinen geeigneten Rahmen mehr für Schmuck, Toiletten und Frack, nicht einmal für Seidenstrümpfe. Die Hotels sind überall gesperrt, das Sommerleben spielt sich wie vor zwanzig Jahren in den alten Tiroler Gasthöfen ab, die heuer wieder zu Ehren gekommen sind. Moderne Fremdenpaläste erstanden in Nordtirol ja überhaupt nicht viele. Die auf dem

~~Kawerpaß, der Mardel, dem Ritten, in San Martino~~

Madonna di Campiglio, Trafoi, Sulden, Canazei und Gröden haben die Italiener mit der „strategischen Brennergrenze“ gleich miterobert. Freilich, augenblicklich hätten wir mit ihnen nicht allzuviel anzufangen gewußt, sind doch die meisten der in Oesterreich verbliebenen außer Betrieb, das Ritzbüheler sowohl wie das Stubai, letzteres nicht nur für die Dauer des Mangels, sondern endgültig für unsere Generation, denn die gesamte Einrichtung, jeder Sessel und jeder Teppich ist ausverkauft worden und in das Gebäude soll eine Kleinkinderbewahranstalt gelegt werden. An diesem einst so raffiniert abgestimmten Mobiliar soll ein findiger Meraner Friseur eine Million verdient haben, bloß dafür, daß er die geforderten 200.000 K. bar erlegte. Sei es wahr oder nicht, jedenfalls ist unser Oesterreich um die wertvollen Gegenstände wie um so manches anderes Brächtiges ärmer.

Seidenstrümpfe und Lackschuhe verbieten sich außerdem von selbst durch den Zustand der Straßen. Da es keine Wagen mehr gibt — eine Fahrt unter vier Kilometern kostet 300 K. — geht jeder Unkommende so selbstverständlich, als habe er nie anderes gekannt, auch im strömenden Regen zu Fuß, und da man die Straßen nicht mehr zum Fahren braucht, verfallen sie ganz und gar, so daß das siebente Gebot: Benütze nur Geh- und Fahrwege, einen solchen Unterschied gar nicht eigens hätte betonen müssen. Die wenigen „landesüblichen“ Ochsenwagen, die übrigens meist von Kühen gezogen werden, kuarten gar jämmerlich über die Untiefen der im Not versunkenen Straße hinauf und hinunter und wahrlich — fast zum Weinen ist es, welches Aussehen ein Auto erregt, das sich einmal von Innsbruck bis zum Taleingang wagt. Sämtliche Dorfkinder — und es gibt ihrer genug, um die Sorge wegen des Bevölkerungsnachwuchses gegenstandslos zu machen — stürzen herzu, umtanzen mit ohrenbetäubendem Geheul das wieder wie in den Tagen seiner Erfindung interessant gewordene Gefährt, und während der Schlachtrupf: „Ein Auto!“ sich von Haus zu Haus fortpflanzt und immer

~~neue Anker von Bewunderern herbeilockt, macht mich das~~

Bild jählings an die erste Autofahrt eines Motorradbes auf der Insel Neu-Mecklenburg im Neu-Guinea-Archipel, das dort sämtliche Papuakinder zu Entzückenstrafereien hinriß.

Aber auch alle anderen internationalen fashionablen Carionallüren, wie Smoking, Table d'hôte, Silbergeschirr und List, haben sich die Sommergäste erstaunlich rasch abgewöhnt. Man wohnt wieder echt österreichisch wie ehemals „beim Luz“, ja, man schämt sich glücklich, kommt man nur überhaupt in dem uralten Gasthof am Dorfplatz in Falspmes unter.

Denn der Luz nimmt nicht allzuviel Gäste. Frau Bacher, die weithinbekannte Wittin — die Familie heißt schon seit Generationen nur mehr „vulgo“ Luz, wie denn überhaupt hier jeder zwei Namen hat, einen, mit dem man ihn „ruft“, und einen, mit dem er „sich schreibt“ — hat zuerst gar keine Fremden „nehmen wollen“, dann aber hat sie sich's überlegt, „weils eppes besser worn ischt“; jetzt freut sie sich jedes Ankommenden und der Abreisende wird sogar gebeten, sie „zu empfehlen“, was hiemit mit bestem Gewissen getan sei. Die älteste der ledigen Töchter — vierzehn Kinder hat „die Luzin“ dem Staat geschenkt und dabei das Anwesen und das Wirtsgeschäft geleitet — kocht fürsorglich jedem seine Leibspeise, die freilich mit Holzbeistech gegessen werden muß, weil in der Kriegszeit das Silber fast zur Gänze von den Gästen „zur Erinnerung“ mitgenommen worden ist. An Butter und Fett wird nicht gespart und die Luzer Rostbraten kann kein Wiener so leicht vergessen. Nur an Zucker mangelt's und, da der kleine Vorrat „zum Einmachen“ aufgehoben werden muß, gibt's nur selten eine richtige Mehlspeise, meistens „Schmarrn“ oder „Polsterzopf“, aus Fett gebackene Krapsen, die Sonn- und Festtagspeise der Bauern, die man einmal in der Woche in jedem Anwesen findet. Auf der Aufenthaltbewilligung steht zwar: „Ohne Anspruch auf Lebensmittel“, aber danach fragt niemand. So wie schon der Druck des Absolutismus in Oesterreich durch die Schlampererei

~~gemindert worden ist, merkt er jetzt auch jede~~

Gehässigkeit in der Demokratie: also braucht auch das achte und neunte Gebot Tirols: Beachte die Meldevorschriften! Verlasse nie das Haus ohne Reisedokumente, nicht allzu tragisch genommen zu werden, insbesondere das letztere, das im Wortlaut ein wenig an die bedingte Freisprechung von Sträflingen erinnert. In Wirklichkeit fällt es keinem Sterblichen in Tirol jemals ein, einen Passanten auf der Straße nach seinen Dokumenten zu fragen. Drei Tage sind ohnedies für jedermann frei, und findige Köpfe lassen sich nach Ablauf der bewilligten Frist die Ankunft immer wieder auf einem anderen Ausweispapier bescheinigen. Ebenso nimmt niemand die Verkehrsbeschränkungen ernst, die zur Bekämpfung und Eindämmung der leider in vielen Tälern wütenden Maul- und Klauenseuche eingeführt wurden; höchstens einmal in vierzehn Tagen wird ein Tourist von einem Gendarmen zurückgeschickt, während eine Stunde später der nächste schon wieder unbehelligt dahinwandert. Und so kehrt sich auch kein Kundiger an die höchst drohende Anschrift bei der Landesregierung in Innsbruck, wo außerhalb der Kanzleithür zu lesen steht: „Aufenthaltbewilligungen werden unter keinen Umständen verlängert. Spart euch und den Beamten die Zeit!“ Innerhalb der Tür erhält man dann ohne weiteres die erbetene Erstreckung.

Es war also wohl nur ein kurioser Einfall eines bibelkundigen Landesbeamten gewesen, just zehn Gebote feierlich für die Fremden zusammenzustellen. In Wirklichkeit haben die Zahl „zehn“ oder das Wort „Gebot“ diese Vorschriften ganz überflüssigerweise aus hunderten ähnlicher, die ebenfalls niemand befolgt, herausgehoben und es ist nicht gelungen, biblische aus ihnen zu machen. Sie sind ganz echt österreichisch geblieben, insbesondere in der Wirkung, ebenso wie das Land Tirol, dem die Fremdenablehnung ja doch nichts anderes ist als eine demagogische Phrase. In Wirklichkeit hat es genau so wie einst jeden Gast, der kam, freudig willkommen geheißen.